

Mission als Chance der Volkskirche

Vortrag von Pfr. Hans-Hermann Pompe, Leiter des EKD-Zentrums Mission in der Region,
am Thementag Landeskirchen-Forum/Positive Fraktion, Bern, 10. September 2011

Im August 2004 hatte sich die Großstadt Köln eine neue Attraktion zugelegt: einen schiefen Turm. Infolge des U-Bahn-Baus hatte sich der Turm einer katholischen Kirche in der Südstadt gefährlich geneigt. Dies ist für mich ein sprechendes Bild geworden: Die Gesellschaft verändert sich in hohem Tempo und bringt damit die Kirche in eine Schiefelage, ob es ihr gefällt oder nicht. Ich hörte, dass dort nachts eine Ordensschwester von einem automatischen Feuer-Alarm gerufen wurde, in der Kirche zwar kein Feuer, aber zwischen Kirchenraum und Turm in einem Spalt den Himmel dort erblickte, wo er nicht sein sollte. Für unser Thema eine Steilvorlage: Der Himmel taucht in der Kirche auf, der Auslöser liegt außerhalb der Kirche, die ratlose Kirche ruft den Staat um Hilfe. Kirche in der Schiefelage, Kirche in der Krise.

Und nun Mission als eine Chance der Volkskirche? Die Hinwendung zu Mission ist eine überraschende Wendung der letzten 15 Jahre. Während meines Studiums Ende der 70er Jahre war „Mission oder Evangelisierung“ eine Spielwiese am Rande unserer Kirche für eine kleine Minderheit, so etwas wie ein Reservat für einige vom Aussterben Bedrohte. Es gibt viele Gründe für die Wiederbeschäftigung mit Mission, aber der stärkste Faktor ist unbestritten der gesellschaftliche Wandel, der die evangelische Kirche unter Zugzwang bringt. Meine These: Der gesellschaftliche Gegenwind *kann* die missionarische Neupositionierung der Kirche fördern, wenn sein Innovationsdruck zur Veränderung von der religiösen Dienstleistungskirche hin zur einladenden Beteiligungskirche, von der privilegierten Staats-Kirche hin zur dienenden Kirche *für das Volk* genutzt wird. Ich weise ausdrücklich darauf hin, dass diese These in der EKD durchaus auch anders gesehen wird.

Bei Zugfahrten komme ich gelegentlich mit anderen Reisenden ins Gespräch, wenn wir interessiert die Displays des anderen wahrnehmen. Vor einiger Zeit fragte mich ein Mitfahrer aus der Computerbranche: „Und in welcher Branche arbeiten Sie?“ Er hatte auf meinem Display erst einen Bibeltext, dann Pressemitteilungen, dann einen Vortrag und schließlich Karikaturen gesehen, die Kombination hat ihn ziemlich verwirrt. Ich wollte es ihm nicht zu einfach machen, also antworte ich: „Ich bin im Change Management – ich berate größere regionale Einheiten im öffentlichen Dienst in notwendigen Veränderungsprozessen“. Etwas präziser bin ich dann doch geworden, aber im Veränderungsgeschäft sind wir alle, weil der Herr der Kirche gepredigt hat: Kehrt um, weil Gottes Herrschaft vor der Tür steht (Mk 1).

Eine Kirche, die als Reform-Bewegung entstanden ist, sollte eigentlich Veränderung mit Begeisterung begrüßen. Tut sie aber nicht immer; es gibt 50 und mehr Widerstände, es gibt Abwehr, Beharrung und Aussitzen. An einigen Punkten zu Recht: Lasst uns doch mal eine Weile in Ruhe unsere Arbeit machen!, stöhnen Mitarbeitende, die ständig neue Vorschriften auf den Tisch bekommen. Manches tarnt sich als Reform, was nur Papier bewegt, manches nennt sich Mission, weil das gerade dran ist.

In einer Zeitungskarikatur sagt ein Mann über seinen bissigen Hund: „Ich habe ihn ‚Reform‘ genannt: Das schreckt die Leute am meisten ab!“ Wie reagieren die Menschen in Ihrer Gemeinde auf Reform? Wir brauchen bestimmte strukturelle Veränderungen, wir brauchen parallel einen Mentalitätswandel – das zweite ist schwerer als das erste, und kaum jemand weiß so recht, was neues Denken, Mut zum Aufbruch fördert oder hemmt.

Mission als Chance der Volkskirche: Ich möchte Ihnen ein Plädoyer zugunsten regionaler missionarischer Kooperation vorlegen. Wir sind im Zentrum Mission in der Region nach knapp zwei Jahren Arbeit überzeugt, dass es einen gemeinsamen missionarischen Mehrwert für alle Beteiligten zu entdecken gibt.

Dazu werde ich (1) einige Reaktionen aus dem EKD-Reformprozess skizzieren, (2) die missionarische Herausforderung durch den Traditionsabbruch in einem englischen Modell zusammenfassen, dann (3) einige Chancen und Grenzen der Volkskirche nennen, das (4) an der Neuausrichtung von Parochie und Region durchspielen und (5) am Ende fragen, wie Igel trotz Stacheln zusammenarbeiten können.

1. Krise. Herausforderungen und Reaktionen in der Evangelischen Kirche in Deutschland

Wolfgang Huber, der damalige Bischof von Berlin, später Ratsvorsitzender der EKD, hat 1999 die siebenfache Gestalt der Kirchenkrise¹ in der EKD analysiert – das meiste davon gilt bis heute:

- die *Mitgliederkrise* – dass wir immer noch mehr Menschen verlieren als wir gewinnen
- die *Finanzkrise* – dass uns überall die Gelder wegbrechen, dass auf alle Ebenen in absehbarer Zeit immer weniger Geld vorhanden sein wird
- die *Mitarbeiterkrise* – dass in diesem Prozess die Motivation von weniger, älter werdenden und schlechter bezahlten Hauptamtlichen sinkt
- die *Vereinigungskrise* – dass das alte parochiale System in Ostdeutschland nur noch eine – mit Westgeld gestützte – Fiktion ist, und es im Westen nur mit unübersichtlich und größer werdenden Einheiten noch zu halten ist
- die *Organisationskrise* – dass wir uns weder unser flächendeckendes System noch unsere funktionalen Dienste noch unser Leitungssystem in dieser Form weiter leisten können. - Ich komme aus der reformiert geprägten rheinischen Landeskirche mit presbyterial-synodalem System: wir schätzen die Basisstruktur, die alle beteiligt, aber die vielen Gremien und Ebenen können Reformen unglaublich erschweren, gelegentlich bis zum Stillstand verlangsamten
- die Krise des *Krisenmanagements* – mit z.T. dilettantischem Vorgehen, vor allem beim Personal
- aber die größte und zentralste Krise ist für Huber die *Orientierungskrise* – dass wir nicht der Ort der Orientierung sind, den die Gesellschaft erwartet

All dies immer wieder gebetsmühlenartig aufzuzählen erzeugt Resignation, wenn wir nicht mit Gottes Geist rechnen. Ich bin die Klagelieder um mich und das Gejammer in mir selbst leid – aber ich nehme diese Analyse als Hintergrund. Denn Huber sagt, *Orientierung* (vom latein. Wort *orient*) meint: „Ausrichtung nach *Osten*, zum Ort der Kreuzigung und Auferweckung Jesu, also Ausrichtung auf den Ursprung und Kern des Glaubens“. Der Ansatzpunkt für die Erneuerung der Kirche liegt also darin, dass sie ihre eigene Botschaft ernst nimmt².

Die EKD-Synode Leipzig 1999³ spielte für die missionar. Neuausrichtung in der EKD eine wichtige Rolle. Es gab ein Schlüsselreferat des Tübinger Systematikers E. Jüngel, die Kundgebung „*Reden von Gott in der Welt*“ bot eine einfache Zusammenfassung des Evangeliums in drei Gedanken: „Du bist ein wunderbares Wesen - du bist nicht verloren - du bist zur Freiheit befreit“. Hinzu kam die Absicht: „Kirche will wachsen“, die Suche nach einer Mission in Demut und Lernbereitschaft. Die Synode sagte: „Wir setzen das Glaubenthema und den missionarischen Auftrag an die erste Stelle“ - als Mission in Vielfalt, Kooperation und gegenseitiger Ergänzung. - Synodenpapiere verpuffen in der Regel und vermehren die Papierstapel. Aber diese Synode hat Wirkung gehabt – sie hat die theologische Grundlage gelegt, dass der sich entwickelnde Reformprozess der EKD auch einen missionarischen Farbton bekam.

2006 erschien das Impulspapier des Rates der EKD „*Kirche der Freiheit*“. Es stellt die Frage: Können wir uns erlauben, einfach weiter wie bisher zu machen? Und es sagt ehrlich: Ohne aktiven Umbau,

¹ W. Huber, Kirche in der Zeitenwende, vgl. das entsprechende Kapitel

² W. Huber, Kirche in der Zeitenwende, TB-Ausgabe, Gütersloh 2000, S. 13 und 264.

³ Alle Dokumente der EKD sind über die Internetseite der EKD zu finden: www.ekd.de - unter Synode 1999 suchen (dort auch das Referat von Eberhard Jüngel)

ohne Neugestaltung und Zukunftsinvestition ist das Schrumpfen und die Marginalisierung der evangelischen Kirche absehbar, weil ihr die Gestaltungsfähigkeit sowie die Möglichkeit genommen sind, ihre Grundaufgaben zu erledigen. Kirche der Freiheit will deshalb Reform mit vier Koordinaten: Geistliche Profilierung statt undeutlicher Aktivität, Schwerpunktsetzung statt Vollständigkeit, Beweglichkeit in den Formen statt Klammern an Strukturen, Außenorientierung statt Selbstgenügsamkeit. Am heftigsten diskutiert wurden die Handlungsperspektiven der zwölf Leuchtfelder in den vier kirchlichen Handlungsfeldern ‚Kernangebote‘, ‚Mitarbeitende‘, ‚Handeln in der Welt‘ und ‚Selbstorganisation‘. Aus der Rückmeldung der Diskussion in den Landeskirchen entstanden Prioritäten, sie führten zu einer *Zukunftswerkstatt* aller Landeskirchen (Kassel 2009) sowie der Einrichtung von EKD-Reformzentren zu den Reformprioritäten *Gottesdienst und Predigt, Mission in der Region* sowie *Leitung*⁴.

Im November 2011 wird sich die EKD-Synode erneut mit Mission beschäftigen: „*Was hindert's, dass ich Christ werde?*“ Diese – von der Synode selbst beschlossene – Themen-Frage sagt schon viel über den Paradigmenwechsel: Wir dürfen nicht nur Mission wieder ins Zentrum der Diskussion bringen, wir dürfen nicht nur für eine einladende und attraktive Kirche arbeiten – wir dürfen sogar zum Christwerden, zum Glauben an den in Jesus zu uns gekommenen Gott einladen. N.B.: Damit ist noch lange kein missionarisches Paradies geschaffen, es gibt genauso viel Baustellen wie vor 20 Jahren, längst nicht alle stimmen mit dieser Akzentuierung überein, und Synodenbeschlüsse sagen wenig über die Lage an der Basis. Der Missionspraktiker Klaus Teschner hat schon um 2000 gespottet: „Die Papierlage der Mission war noch nie so gut“, also gilt der Satz des Fußball-Trainers Adi Hölzl auch für Mission: „Grau ist alle Theorie – entscheidend ist auf'm Platz“.

2. Die vier Generationen und der Traditionsabbruch

Die enorme missionarische Herausforderung unserer Kirchen hat so viele Aspekte und Ebenen, dass sie kaum auf einen Nenner zu bringen ist. Die „vier Generationen“, ein genial elementares Denkmodell des anglikanischen Bischofs John Finney, spielt die missionarische Herausforderung am Traditionsabbruch durch: Es deutet den wachsenden Verlust von Glaubenswissen und die dadurch wachsende Kirchenentfremdung der jeweils nächsten Generation. Die Aufgaben der Anglikaner ist ähnlich wie bei uns: Jede Generation soll das Evangelium hören. Und wie ist die anglikanische Kirche damit umgegangen?

Finney⁵ sagt: Nehmen wir einige grundlegende Themen des christlichen Glaubens, die jeder mitbekommen soll, der im Kontext einer Gemeinde aufwächst. - Die Auswahl könnte bei uns etwas anders ausfallen, aber insgesamt ist der katechetische Anspruch einer Volkskirche vergleichbar

- Das Leben Jesu: wer war er, was hat er gesagt, getan?
- Die Bedeutung seines Todes und der Auferstehung
- Die wichtigen christlichen Feste: Weihnachten ist mehr als Ochs und Esel, Karfreitag mehr als ein Tanzverbot, Ostern geht es nicht um Hasen. Pfingsten, Erntedank etc.
- Eine gelebte Gottesbeziehung im Kontext einer Gemeinde. Das hier benutzte engl. Wort „Worship“ ist im Deutsche kaum mit einem Wort wiederzugeben, umfasst so etwas wie das Gotteslob des Lebens in einer gelingenden Glaubensbiographie und sich entwickelnden Frömmigkeit im Kontext einer lebendigen Gemeinde
- Christlicher Lebensstil: Dass man als Christ Ahnung von den zehn Geboten hat, von der Liebe zum Nächsten, von weltweiter Gerechtigkeit, der Bewahrung der Schöpfung etc.

⁴ Das Zentrum für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst (Hildeheim), das Zentrum für evangelische Predigtkultur (Wittenberg) sowie das Zentrum für Mission in der Region (Dortmund, Stuttgart, Greifswald). Ein Zentrum für Leitung wurde bisher noch nicht verwirklicht.

⁵ John Finney hat einen humorvollen und praktischen Vergleich der englischen mit der EKD aus der Sicht eines Anglikaners geschrieben. Darin wird das Modell der vier Generationen ausführlich erklärt. Das (deutsche) Buch erscheint im Lauf des Jahres 2011. Ich empfehle es sehr, weil es die enormen Veränderungen einer mit uns vergleichbaren traditionellen Kirche widerspiegelt. Finney, John: *To Germany with Love*. Neukirchen-Vluyn 2011 (BEG-Praxis)

Wie finden die Menschen nun zum christlichen Basiswissen und zu einer gelingenden Gottesbeziehung?

Da ist GENERATION 1

- Eltern und Kinder gehen gemeinsam zur Kirche
- Alle kennen die wichtigsten christlichen Aussagen
- Evangelisierung (*damit meint Finney nicht zuerst eine Veranstaltung, sondern umfassend die grundlegende Aufgabe der Kirche, zum Glauben einzuladen und in ihn einzuführen*): Predigt (in der Kirche)
- ...aber wenn diese Kinder erwachsen werden...

GENERATION 2

- .. die Eltern schicken ihre Kinder zur Kirche, nehmen selbst aber nicht teil
- Alle kennen die wichtigsten christlichen Aussagen
- Evangelisierung: Predigt (in Großveranstaltungen), Kleingruppenarbeit
- ...aber wenn diese Kinder erwachsen werden...

GENERATION 3

- ..schicken sie ihre Kinder nicht zur Kirche
- Nur die Erwachsenen kennen christliche Aussagen
- Evangelisierung: Kleingruppenarbeit (*engl: „Nurture groups“ - entspricht am ehesten unseren Glaubenskursen bzw Kleingruppen für Suchende und Einsteiger*)
- ...und wenn diese Kinder erwachsen werden

GENERATION 4

-geht keiner zur Kirche
- Keiner kennt christliche Aussagen
- Evangelisierung: wird zum Taufunterricht

Zuletzt hat Finney uns seine Wahrnehmung der deutschen Situation vorgelegt, und er ist nach über 40 intensiven Kontakten mit deutschen Gemeinden und Kirchen in den letzten Jahrzehnten auch ein Kenner der deutschen Situation. Im Osten sind wir längst bei Generation 4 - es gibt eine $\frac{3}{4}$ Mehrheit der Bevölkerung, die sich stabil im Nichtglauben eingerichtet hat: „Sie haben vergessen, dass sie Gott vergessen haben“. In einigen Gegenden West- und Süddeutschlands ist immer noch Generation 2 vorherrschend: Man schickt die Kinder zur Kirche, geht aber selbst nicht hin.

Und hier in der Schweiz? Die Zahlen der Schweiz laut Bundesamt für Statistik⁶ sagen: Die absolute Lage ist noch besser als in Deutschland, aber die Tendenz geht exakt in die gleiche Richtung: 1980 gab es 2.865.700 Evangelische, 1990 2.798.000, 2000 waren es noch 2.569.100 - also in 20 Jahren Verluste von 300.000 Mitgliedern bei Zunahme der Schweizer Bevölkerung. In der gleichen Zeit hat sich die Zahl der Konfessionslosen von 241.000 auf 809.000 mehr als verdreifacht.

⁶ Quelle: Schweizer Bundesamt für Statistik, eingesehen am 8.9.2011

<http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/01/05/blank/key/religionen.html>. Leider habe ich die Zahlen für 2010 nicht gefunden.

3. Chancen und Grenzen: Was Volkskirche gut kann – und was nicht

Wir wissen, dass das Verlassen einer Großkirche viele Ursachen hat, aber drei Motive dominieren immer wieder: Die fehlende Lebensrelevanz von Kirche und Glaube, die Eistellung, Glauben ist auch ohne Kirche möglich sowie das Einsparen der Kirchensteuer.⁷ Umgekehrt: Keine Kirchenform bietet so viele Anknüpfungspunkte bei den Menschen wie eine Volkskirche.

Meine Herkunftskirche im Rheinland, in der ich 17 Jahre als Gemeindepfarrer und 9 Jahre in der Leitung der missionarischen Dienste gearbeitet habe, hat in den letzten 10 Jahren versucht, ‚Volkskirche‘ und ‚Mission‘ neu zusammenzudenken. Der Ansatz: Mission und Volkskirche bilden eine spannungsvolle Nachbarschaft - zu lange sind diese Begriffe als Alternativen verstanden worden. Aber sie können füreinander hilfreich sein. *Mission* erinnert Kirche an ihren Auftrag (*Frage-Funktion*), *Volkskirche* bewahrt Mission vor Irrelevanz (*Erdungs-Funktion*). Die Vision solch einer Kombination ist die gegenseitige Befruchtung der Begriffe, ‚Missionarische Volkskirche‘ ermöglicht eine Doppelbewegung: Wir können einerseits die ‚alten‘ Möglichkeiten der Volkskirche missionarisch nutzen, andererseits den Umbau zur Zukunftsgestalt der Kirche parallel vorantreiben.⁸

Die Volkskirche leidet unter mehreren Krankheits-Symptomen, die unter bestimmten Schlüsselworten diskutiert wurden.

- *Selbstsäkularisierung* (Wolfgang Huber): Wir drohen uns in der Kernkompetenz, dem Reden von Gott, überflüssig zumachen.
- *Selbstbanalisierung* (Michael Welker): Man kann „evangelisch töpfern“ oder eine Tagung über „die Theologie des Tautropfens“ buchen, aber wie relevant für die Menschen sind wir wirklich?
- *Fehlendes Kirchengefühl* (Paul M. Zulehner, Nikolaus Schneider, Michael Herbst u.a.): Wozu braucht ein Protestant die Gemeinde oder die Kirche? Viele sagen: Ich kann doch ohne Kirche glauben.

Volkskirche und Mission: Einige exemplarische Chancen und Spannungen

Zu den *Chancen* der Volkskirche zähle ich z.B.

- Menschen in die Nähe des Evangeliums bringen: mit den Kasualien erreichen wir eine Fülle von distanzierten und suchenden Menschen: ebenfalls mit den Angeboten des Kirchenjahres (v.a. Weihnachten).
- Öffentlichkeitsrelevanz: Evangelische Kirche wird anders wahrgenommen und gehört als z.B. ein Verbund unabhängiger Freikirchen.
- „Ansprechende Indirektheit“ (Eberhard Jüngel) als Einladung zum Glauben: Das regelmäßige Gotteslob, die präsenten Kirchengebäude als architektonische Hinweise auf Gott, christliche Schulen, der Sonntag als Atempause der Schöpfung, christliche Kultur etc.
- Pluralität als gewinnende Offenheit: Ich darf kommen und muss nicht zuerst Bekenntnisse ablegen. Ich erlebe in der Begegnung mit Suchenden, dass sie da zu einer geistliche Reise bereit sind, wo Zweifel erlaubt sind.

Zu den *Spannungen* der Volkskirche zähle ich z.B.

- den Mitgliedschaftsbegriff. Wer getauft ist und seine Kirchensteuer bezahlt, ist dabei. Sind das wirklich die einzigen bzw. sind es die wichtigsten Messgrößen? In der Ökumene sind es meist andere, z.B. Gottesdienst-Beteiligung und Mitarbeit

⁷ Ein schneller Überblick zu „Kirchenaustritt: Bedingungen, Begründungen, Handlungsoptionen“ in: J. Hermelink/T. Latzel (Hg), *Werkbuch Kirche empirisch*, Gütersloh 2008, 95ff

⁸ Der Synodenbeschluss „Missionarisch Volkskirche sein“ über die homepage: www.ekir.de

- Kasualien und Nachfolge (v.a. bei Taufe und Trauung): Wir hängen Taufe sehr hoch als Schatz, aber viele kennen dies Gefühl nach dem Taufgespräch, wenn ein Taufvater christliche Erziehung verspricht, die für ihn möglicherweise ein Fremdwort geblieben ist. Oder wir stellen ein Paar unter den Segen Gottes, aber trotz aller Mühe bleibt ihnen verborgen, was die Trauung nun - abgesehen von Kirche, Kleid und Blumenkinder - vom Standesamt unterscheidet.
- Pluralität als Indifferenz. Öffentlich wird das oft so wahrgenommen: Katholische Positionen sind zwar von vorgestern, aber klar. Evangelisch heißt: Sehr zeitnah, aber alles ist möglich.

4. Ortsgemeinde und Region neu abstimmen

Das Zentrum Mission in der Region⁹ (ZMiR) hat für fünf Jahre den Auftrag bekommen, Kooperation für Mission in der Region zu durchdenken. Vielleicht ist das in der Schweiz anders, aber in der EKD gibt es den Kampf der Ebenen: Gemeinden gegen Kirchenkreise, Kirchenkreise gegen Landeskirche, Landeskirche gegen EKD. Ich plädiere für ein subsidiäres Zusammenspiel zugunsten von Mission schon ab der untersten Ebene. Ortsgemeinde und synodale Verantwortung für große regionale Räume dürfen nicht zur Alternative hochgepuscht werden, beide sind zu wichtig für das Ganze der Kirche.

Subsidiarität (lat. subsidium/Unterstützung) wird zugleich der *Eigenverantwortung* und der gegenseitigen *Unterstützung* gerecht. Wikipedia überraschte mich damit, dass Subsidiarität nicht der katholischen Soziallehre des 19. Jahrhunderts entstammt, sondern ur-evangelische Wurzeln hat: „Die Formulierung des Subsidiaritätsprinzips reicht in die Zeit unmittelbar nach der Reformation zurück und hat ihren Ursprung in der calvinistischen Konzeption des Gemeinwesens. Die Synode in Emden (Ostfriesland, 1571), welche über das entstehende neue Kirchenrecht zu befinden hatte, entschied in Abgrenzung zur bisher geltenden zentralistischen katholischen Kirchenlehre, dass Entscheidungen jeweils auf der niedrigst möglichen Ebene getroffen werden sollen“¹⁰.

Wir haben in den letzten 20 Jahren viel in die englische Kirche geschaut, weil dort ein spannender Prozess der inneren Reform unter vergleichbaren gesellschaftlichen Bedingungen stattfindet. Es gibt dort eine erstaunliche Pluralität in den Formen - die Engländer probieren vieles erst, bevor sie anschließend (!) vorsichtige rechtliche Rahmen setzen.

Ortsgemeinden gibt es

- *Selbständig*: by themselves/für sich.
- *In a team/im Team* – formal, also ähnlich wie unser Gemeindeverband. Eine Unterform dazu ist: *Rector and Team Vicars*, also so etwas wie Leitender Pfarrer und Pfarrteam. – Eine große Gemeinde mit mehreren Bezirken
- Das *Minster Model* ist schwer zu übersetzen: Es meint ein regionales geistliches Zugpferd („Münster“) wie die ersten Klöster, eine Muttergemeinde mit Tochter-/Filial-Gemeinden. (Bern bis 1720?)
- Der *Gemeindecluster* (in a cluster) ist die Zusammenfassung einer Gruppe von Gemeinden – bei uns wäre das vielleicht ein Verband.
- *Informal/informell* (agreement to work together) meint freiwillige Absprachen zur Zusammenarbeit.

⁹ Material, Infos, Werkzeuge und Texte über die kontinuierlich ausgebaute Homepage www.zmir.de

¹⁰ Vgl dort das Zitat aus den Emdener Beschlüssen: „Provinzial- und Generalsynoden soll man nicht Fragen vorlegen, die schon früher behandelt und gemeinsam entschieden worden sind [...] und zwar soll nur das aufgeschrieben werden, was in den Sitzungen der Konsistorien und der Classicalversammlungen nicht entschieden werden konnte oder was alle Gemeinden der Provinz angeht.“ – 1571 *EMDENER Synode*. Zit. nach wikipedia Artikel Subsidiarität (eingesehen am 23.5.2011)

John Finney hat unterstrichen: In England gibt es unter der großen Freiheit der Formen eine wachsende innere Übereinstimmung. Das verändert auch die Region bzw das Bistum. Drei Beispiele, die das Vorhandene ausgesprochen wertschätzen:

- Der Kirchenkreise/die Gesamt-Kirche¹¹ können Gemeinden bitten, eine Aufgabe stellvertretend für die gesamte Region zu übernehmen, von der alle Nutzen haben
- Aufgrund von Beratungen mit den Gemeinden werden regionale "Missionspläne" erstellt, die Besetzungen, Cluster oder innovative Experimente beinhalten
- Der Kirchenkreis/die Region wird als gemeinsames Missionsgebiet gesehen – v.a. im ländlichen Bereich

Subsidiär denken heißt: Entscheidung gehören dorthin, wo mit wenig Aufwand beste Ergebnisse zu erzielen sind. Was lokal besser geht, soll lokal bleiben, was regional/national besser geht, gehört dorthin. Was heißt das für Parochie und Kirchenkreis? Lokale Verantwortung gehört auf eine möglichst niedrige Ebene - in die Region gehört das, was alle angeht. Das Kleinverteilersystem der Parochie ist unbezahlbar – um unsere Nähe und Erreichbarkeit beneiden uns andere gesellsch. Gruppen. Ort und Region haben beide ihre Versuchungen: Die Region tendiert zur Technokratie der Fachleute, die Parochie zum Kirchturmdenken. Davor können sie sich nur gegenseitig bewahren.

Wenn wir Ortsgemeinden und Region neu abstimmen, dann gehören an den *Ort* z.B.:

- Kirchl. Präsenz und gottesdienstliche Grundangebote: Der Name Gottes soll an jedem Ort verkündigt werden.
- Lokale Profile: So gut wie jede Gemeinde hat auch ein besonderes Profil - und das ist gut so; uniforme McChurch-Filialen hat es bei den Protestanten noch nie gegeben.
- Angebote der Nähe: Erreichbarkeit und Zugänglichkeit. Subsidiarität setzt auf das Kleinverteilersystem der Parochie – es bietet eine Nähe, um die uns andere gesellschaftliche Gruppen beneiden.
- Unschlagbar bleibt der Ort bei mobilitätsbegrenzten Zielgruppen: Das gilt fürs Dorf genauso wie für das großstädtische Quartier.

In die *Region* gehören z.B. - und ich unterscheide hier nicht zwischen übergemeindlichen Kooperationen, synodalen Diensten, Kirchenkreis oder profilierten Gemeinden mit regionaler Ausstrahlung -

- Viele der unerreichten Zielgruppen: z.B. mobile Entdecker, die meisten der postmodernen Milieus und Mentalitäten. - Warum nicht auch regionale Konfirmandenarbeit durch an anderen Punkten dafür entlastete Begabte?
- Fachkompetenzen (z. B. Ehe-Beratung, Seelsorge, ..).
- Gemeinsame Fortbildungen
- Regionale missionarische Impulse (Glaubenskurskampagne¹²)

Wir wollen mit dem ZMiR gegen Ende dieses Jahres einen arbeitsfähigen Regionen-Begriff vorlegen. Allerdings: Es wird auch vom ZMiR keine bundesweit einheitliche Aufteilung vorgelegt werden können, zu unterschiedlich sind die Regionen und landeskirchlichen Traditionen - jede Abstimmung dieser Schwerpunkte muss regional präzisiert werden.

¹¹ Eine Diözese in der anglikanischen Kirche entspricht eher der Größe einer mittleren Landeskirche, die regionale Ebene (Deanery, ca 6-12 Gemeinden) ist kleiner als ein Kirchenkreis.

¹² Zur Zeit läuft in der EKD eine gemeinsame Initiative an, die Glaubenskurse für Erwachsene langfristig ähnlich wie kirchlichen Unterricht zum Regelangebot in der Ortsgemeinde (oder zumindest in erreichbarer Nähe in der Region) machen will. Das Handbuch „Kurse zum Glauben“ (Gütersloher Verlag) stellt die neun wichtigsten Glaubenskurse vor, liefert theologische Grundlagen und praktische Anwendungen, und es beinhaltet eine ausführliche Milieuanalyse: Was braucht das jeweilige Sinus-Milieu? Vgl. zur Initiative die Homepage www.kurse-zum-glauben.de (für Anbieter: www.Kurse-zum-Glauben.org)

5. Wenn Igel kooperieren

Der Philosoph Schopenhauer war skeptisch angesichts unserer Gemeinschaftsfähigkeit. Nach ihm sollten Igel¹³ immer etwas Abstand halten, aus verständlichen Gründen. Aber es war kalter Winter, so dass sie zusammenrückten. Aber in der Nähe pieksten die Stacheln der andern, also rückten sie wieder auseinander. Nach kurzer Zeit froren die armen Igel, rückten wieder zusammen - und begannen sich wieder zu stechen. Haben wir eigentlich nur die Wahl zwischen distanzierter Kühle oder anstrengender Kooperation?

Jesus war anderer Meinung: Das Urmodell jeder innerkirchlichen Gemeinschaft ist das Mahl des Herrn, das Abendmahl. Jedesmal wenn wir kommen, erfahren wir zeichenhaft, wie Jesus Gemeinschaft baut. Nicht mit Argumenten oder mit Druck, sondern indem er sich selbst gibt. Alle Verheißungen für eine missionarische Kooperation sind darin bereits enthalten:

- Wir werden *angenommen* – müssen unseren Wert nicht erst durch unsere Leistung beweisen. Kooperation akzeptiert die Partner wie sie sind.
- Wir werden *beschenkt* – wir müssen nichts mitbringen, wir dürfen etwas empfangen. Zusammenarbeit hat immer einen Geschenkeffekt
- Wir werden *gestärkt* – die Elemente greifen zurück auf die Grundnahrungsmittel Jesu, auf Brot und Wein. Erwarten Sie, dass jede Begegnung Sie neu ausrüstet – und vergessen Sie nicht, sich auch zum Essen einzuladen.
- Wir werden *gemeinsam gesandt*: Die Kirche in der Region ist nicht eine CDU (Club der Übereinstimmung). Wir sind Menschen, die er zusammengerufen hat. Genauso sendet er uns aus, um das Evangelium unter die Leute zu bringen. Nicht alleine, sondern gemeinsam.

Übrigens: Mit meinem Bahn-Mitreisenden habe ich dann getauscht. Er hat mir die Sicherheitsfunktion meines Laptops erklärt, ich habe ihm eine digitale Bibel überspielt. Ob er darin liest, ob ihn das anspricht, ob er sich eine Gemeinde sucht und dann eine ihn ansprechende findet - all das ist Gottes Problem. Auch bei der Weitergabe des Evangeliums bin und bleibe ich Teil einer langen Kette von Kooperationen.

*Pfr. Hans-Hermann Pompe
 Leiter EKD-Zentrum Mission in der Region
 Dortmund, Stuttgart und Greifswald
 Standort Dortmund
 Olpe 35, 44135 Dortmund
 Tel: 0231-5409-30
 eMail: pompe@zmir.de
 www.zmir.de*

¹³ Im Original dieser häufig zitierten Parabel sind es Stachelschweine (Parerga und Paralipomena, Leipzig 1890, Bd V, 689)